

Im Meer des Schreiens

Leid erfahren im Massenchor: 300 Bürger spielen „Die Perser“ des Aischylos – und sind Höhepunkt der „Theaterformen“ in Braunschweig

Die vierte Wand, dieser Sicherheitsabstand zwischen Parkett und Bühne, hat schon ihr Gutes. Wo kämen wir hin, wenn uns das Theater ständig derart zu Leibe rücken würde wie bei Claudia Bosse's „Perser“-Projekt in Braunschweig? Nicht nur, dass wir herausgerissen würden aus dem Schutz der Dunkelheit und unserer beobachtenden Distanz. Wir würden überrollt und im schlimmsten Fall vom Theater platt gemacht! Das ist das Irritierende, Faszinierende an dieser Inszenierung beim Festival „Theaterformen“: dass sie eine Tragödie physisch erfahrbar macht, dass wir körperlich-sinnlich teilhaben daran. Dass sie buchstäblich aus unserer Mitte, aus unserem bürgerlichen Mittelmaß entspringt.

„Sei Perser! Demokratie erproben im Chor der 500!“ lautete der Aufruf, mit dem Festivalchef Stefan Schmidtko im Dezember 2007 an die Braunschweiger Öffentlichkeit ging. Fast 600 Bürgerinnen und Bürger aus allen Altersgruppen (und 19 Nationen) meldeten sich. 310 sind bis zum Schluss geblieben, haben, aufgeteilt in zehn Gruppen, monatelang die Chortexte aus Aischylos' Tragödie aus dem Jahr 472 v. Chr. einstudiert, haben Stimm- und Körpertraining erhalten und an einer „Internationalen Theaterwerkstatt“ teilgenommen, bei der es um die griechische Tragödie als solche und um „Die Perser“ im Speziellen, um Fragen der Demokratie und der politischen Praxis ging. „Intelligenz-Input“ nennt Festivalleiter Schmidtko das, „Bewusstseinsbildung“: „Wir wollten die Leute nicht befähigen, sondern sie befähigen, Teil einer politisch-ästhetischen Aktion zu werden.“

Die Inszenierung, die dann im Staatstheater Braunschweig zu sehen war, ist also nur das Endergebnis eines theatralisch-sozialen, politisch-poetologischen Experiments, dessen Labor- und Prozesscharakter die eigentliche „Theaterform“ ist, mit der hier dem Namen des Festivals alle Ehre gemacht wurde. Das Parkett bleibt verschlossen an diesem Abend der Teilhabe. Die Zuschauer werden durch

Hintergänge auf die Bühne selbst geschleust. Da stehen wir dann, Körper an Körper, im sengenden Licht der Scheinwerfer und sind gegenüber den Chordarstellern, die man trotz ihrer Alltagsklamotten an ihrer strammen Haltung und ihren stieren Blicken sofort als solche erkennt, eindeutig in der Minderheit.

Das körperliche Wohlbefinden befördert das nicht. Wenn die Choristen wollen, dann könnten sie uns jeder Zeit um-

Laien mit einer solch wilden Entschlossenheit betrieben wird, dass der Abend eine befremdliche Archaik atmet, in der etwas herüberweht von 2500 Jahren Geschichte und dem Leid der Menschheit.

„Die Perser“ des Aischylos sind ein einziger langer Klagegesang in 1075 Versen. 500 davon trägt allein der Chor. Berichtet wird von der Niederschlagung des Perserheeres durch die Griechen bei von Salamis. Erst sind es nur düstere Vorahnun-



Allein unter Persern: stehend die Zuschauer, liegend der Chor Christian Bort

stoßen, niederwalzen, zertrampeln – angerepelt und bedrängt wird man von den Hunderten sowieso. Man muss ihnen ständig ausweichen, wenn sie wie ferngesteuerte Zombies den Raum durchmessen und ihre choreographierten Stellungenwechsel vollziehen. So nervig das sein kann, so anstrengend der Abend ist, den es buchstäblich durchzustehen gilt: Die Masse Mensch, die hier im Chor wimmert, schreit und skandiert, gewinnt eine ungeheure Kraft, der man sich nicht entziehen kann. Das geht über das bloß Effekthafte des Überwältigungstheaters hinaus, weil es mit einer derartigen Ernsthaftigkeit, Konzentration und von den

gen, die das persische Volk heimsuchen. Königsmutter Atossa, gespielt von Doris Uhlich als Urweib mit blankem Busen, stetzt auf Sperrholzkothurnen durch die Menge und zerhackt im Dialog mit dem Chor ihre Verse wie ein Sprechautomat, was der Verständlichkeit nicht gerade zuträglich ist. Als ein Bote (Jörg Petzold) die Katastrophe wortreich bestätigt, bricht Atossa immer wieder brutal auf ihren Kothurnen ein, und auch die Choris-ten gehen nach und nach zu Boden, so dass wir Übrigen wie in einem Leichenmeer stehen – ein eindrucksvolles Bild.

Später dann ruft der verzweifelte Pulk den verstorbenen Herrscher Dareios an.

Dieser seilt sich in Gestalt von Christine Standfest wie ein Astronaut aus dem Bühnenhimmel ab und wird von den Seilen auf Händen durchgereicht. Am Ende kehrt König Xerxes als einziger Überlebender aus dem Krieg zurück: Marion Bordat rennt splitter nackt über die Balustraden des Bühnenturms und stimmt mit viel „Lö“ und „Oi“ eine gewaltige Wehklage an, donnernd weitergetragen aus nun 300-fachem Mund.

Was Claudia Bosse mit diesem Chorprojekt gelingt, ist tatsächlich eine Ritual- und Kollektiverfahrung, die das Theater entgrenzt und den Zuschauer vereinigt – und für sich einnimmt. Auch wenn in der betont abgehackten Art, wie die Chorgruppen hier sprechen, viel Text(sinn) verloren geht – skandiert wird die schwierige Interlinear-Übersetzung von Peter Witzmann in der Stückbearbeitung von Heiner Müller –, nimmt man von der Tragödie doch mehr als einen Nachhall wahr (und mit nach Hause).

Unabhängig davon, dass die „Perser“ als Theaterabend erstaunlich gut funktionieren, ist dieses integrative, von einer Plakat-Aktion des ukrainischen Fotografen Boris Mikhaïlov aufmerksamkeits-trächtig begleitete Projekt taktisch natürlich sehr clever gesetzt. Um es mit Matthias Lilienthal, dem festivalerprobten Leiter des Berliner HAU, zu sagen: „Wer 300 Bürger besetzt, braucht sich um die Öffentlichkeitsarbeit nicht zu kümmern.“

Im Vergleich zu Hannover, wo die schon totgeklauten „Theaterformen“ letztes Jahr erfolgreich wieder aufgelegt wurden, ist Braunschweig nicht nur die kleinere, provinziellere, (theater)konservativere Festivalstadt, sondern als kulturelles Pflaster mangels alternativer Nischen und Strukturen auch schwerer zu bespielen oder gar zu beleben. Stefan Schmidtkos Ansatz, das abwechselnd an beiden Orten stattfindende Festival speziell auf das Profil und die Gegebenheiten der jeweiligen Stadt hin auszurichten – statt die üblichen Starregisseure einzuladen –, hat sich auch in diesem Fall bewährt. Insofern ist es bedauerlich,

dass er die Festivalleitung nach seinem zweiten Jahr schon wieder abgibt – an Anja Dirks –, um im Juli nach Estland zur Programmdirektion der Kulturhauptstadt Tallinn 2011 zu wechseln. Eine Stadt kulturell aufzumischen, versteht der 39-Jährige jedenfalls. Die „Perser“ kamen in Braunschweig einer theatralischen Mobilmachung gleich, in deren Zug auch die anderen zehn Festivalproduktionen aus aller Herren Länder ins Blickfeld rückten.

Verwiesen sie hier nur auf die Iraner, die „echten“ Perser dieses Festivals, vertreten durch die Mehr Theatre Group aus Schiras: Das Stück „Quartet: A Journey to North“, geschrieben von dem 30-jährigen Regisseur Amir Reza Koohestani und der Filmemacherin Mahin Sadri (die auch mitwirkt), erstaunt durch eine psychologische Subtiltät und Modernität, die man bei älteren iranischen Produktionen schwer vermisst hatte. Im Stil einer Zeugnisaussage wird von zwei authentischen Mordfällen berichtet: In dem einen Fall lief ein Familienvater Amok, brachte seinen Sohn, seine Mutter und zwei Schwestern um; in dem anderen Fall wurde Shahram, ein angehender Rockmusiker, im Streit von seiner Freundin erstochen.

Vier Personen, darunter die beiden Täter, sitzen mit dem Rücken zueinander an kleinen Tischen und rekonstruieren die Tat abwechselnd aus der jeweils eigenen Sicht. Wie dabei in aller Unaufge-regtheit ein Sitten- und Gesellschaftsbild mit Defekten entsteht, untermauert von Videobildern einer Iranreise durch Landschaften und die Großstadt Teheran, ist von leiser Wirkkraft – das krasse Gegenteil der chorischen „Perser“.

Mit Shakespeares „Römischen Tragödien“ in der schon vielerorts gefeierten Inszenierung von Ivo van Hove mit der Toneelgroep Amsterdam kamen die „Theaterformen“ am Sonntag dann buchstäblich zum Erliegen: in einer zum Lärm einladenden Medienlounge – Ausübungsort heutiger Nachrichtendemokratie. CHRISTINE DÖSSEL